

Einführungsrede Ausstellung „Scampagnata“ von Felix Malnig (15/10/2020, Kunstforum Unterland)

„Scampagnata“ lautet der Titel von Felix Malnigs Ausstellung. Darunter versteht man gemeinhin einen Ausflug ins Grüne, sogenannte Quality-Time mit Freunden oder der Familie, einen Sonntagsspaziergang. Nur dass man von dieser kleinen Landpartie nicht mit einem Rucksack voller Pfifferlinge nach Hause kommt, sondern mit einer Vielzahl von Eindrücken, denn seine menschenleeren Darstellungen treffen uns tief in unserem Inneren und wecken teils düstere Erinnerungen an die letzten Monate, als fast alle öffentlichen Plätze verwaist dalagen. Die Assoziation mit diesem Empfinden ist Segen und Fluch zugleich, denn zum einen finden seine Werke auf diese Weise einen direkten Weg in unser tägliches Leben, zum anderen riskieren sie, als Corona-Kunst durchzugehen. Und darauf möchte ich gleich zu Beginn hinweisen: Das Menschenleere und das Verlassene sind seit jeher zentraler Bestandteil in Felix Malnigs Arbeiten und ich fordere Sie deshalb dazu auf, über den Corona-Tellerrand zu blicken und diese Werke als das zu begreifen, was sie sind: Darstellungen einer Entfremdung zwischen Mensch und Umgebung, die auf globaler Ebene und seit vielen Jahrzehnten ihren Lauf nimmt.

Fast schon automatisch drängt sich in diesem Zusammenhang das Konzept der „Nicht-Orte“ auf, wie es 1992 vom französischen Anthropologen Marc Augé definiert worden ist. „Nicht-Orte“ sind monofunktional genutzte Flächen im urbanen und suburbanen Raum wie, z.B., Autobahnen, Bahnhöfe oder Flughäfen, sprich Orte die sich durch keine besondere Geschichte definieren lassen und wo auf menschlicher Ebene keine wahre Kommunikation stattfindet. Augé beschreibt dies mit folgenden Worten: „So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort.“¹ Vor Augé hatten sich schon andere Wissenschaftler mit den Transformationen vor allem in städtischen Raum befasst, so publizierte der kanadische Geograph Edward Relph 1976 eine Untersuchung mit dem Titel „Place and Placelessness“, also „Ort und Ortlosigkeit“.

Im ersten Moment scheint der Begriff der „Placelessness“ wie gemacht für die Arbeiten von Felix Malnig und ich persönlich lachte mir schon ins Fäustchen, weil ich vor meinem geistigen Auge die unzähligen Schriften und Zitate aufleuchten sah, die ich für diese Einführung verwenden hätte können. Dann habe ich die Arbeiten genauer betrachtet: Die Darstellungen der Tauernautobahn, die Silos, die verlassenen Grenzposten entlang des ehemaligen eisernen Vorhangs; es hat mich dabei ein Gefühl beschlichen, das ich manchmal verspüre, wenn ich ein unbewohntes Haus betrete oder allgemein ein leerstehendes Gebäude und mir vorkommt, dass diese Orte trotz allem lebendig wirken. In diesen Momenten frage ich mich immer, ob Orte vielleicht Energien aufsaugen, Geschichten die dort passiert sind, und diese dann irgendwie im Gemäuer bunkern, wo sie als unsichtbare aber dennoch spürbare Erlebnisse aufbewahrt werden.

Dasselbe frage ich mich, wenn ich die Grenzposten von Felix Malnig betrachte, denn es geht in diesen Werken nicht um das, was gezeigt wird, sondern um das, was in unserer Vorstellung dort passiert sein könnte. Und so denke ich hier an meine eigene Familie, an meine Großeltern, an meine Mutter und meine Tante, wie sie vor vielen Jahrzehnten von den Grenzwächtern kontrolliert wurden, als sie zur Verwandtschaft in die DDR gefahren sind. Ich denke aber auch an jene

¹ AUGÉ, Marc, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, S. Fischer, Frankfurt 1994, S. 92.

Menschen, die aus der DDR fliehen wollten und deren Träume an der Grenze ein jähes Ende fanden. Der eiserne Vorhang war ein innereuropäischer Schnitt, der den Kontinent politisch, wirtschaftlich und sozial in zwei Lager geteilt hat, er war und ist aber auch heute noch das Sinnbild einer gescheiterten Utopie oder, besser gesagt, gescheiterter Utopien im Plural, weil er das Versagen sei es des westlich-kapitalistischen, als auch des kommunistischen Systems verdeutlicht. Nach 1989 wurden die Grenzposten obsolet, aber sie befinden sich immer noch dort. Der Künstler hat diese Orte besucht und fotografisch dokumentiert. Auf Leinwand taucht er sie in ein surreales Licht und versinnbildlicht so ihr Enthoben sein von der Realität, er zeigt dadurch aber auch die Brisanz des Themas „Grenze“ auf, schließlich ist es nicht allzu lange her, als tausende Kriegsflüchtlinge aus dem Nahen Osten genau diese Gegenden zu Fuß auf ihrem Weg nach Europa überquert haben.

Viele der hier gezeigten Werke leben vom Kontrast zwischen Farbigkeit, Abstraktion, Entfremdung. Malnigs Darstellungen wirken oft überbelichtet, gestochen hell. Die Stimmung oszilliert zwischen Sommer und Winter, zwischen der gleißenden Augustsonne und dem Blenden des Schnees. Wir erkennen zwar das, was auf den Leinwänden dargestellt ist, tun uns aber schwer, das Dargestellte zu erfassen. Es sind nicht die Orte, die fremd sind, wir selbst fühlen uns hier als Fremde. Fast so, als würden wir die Landschaft im Vorbeifahren durch eine beschlagene Autoscheibe wahrnehmen.

Und Autos stellt der Künstler effektiv dar. Mit Schnee bedeckt, parken sie an einem nicht genauer identifizierbaren Ort. Sie stehen still, bewegen sich nicht, obwohl es sich um unser liebstes und eigentlich unentbehrlichstes Fortbewegungsmittel handelt. Auch diese Darstellungen sind menschenleer, obwohl die Spuren eines menschlichen Eingriffs deutlich zu sehen sind: Fast schon pixelartig erkennt man, dass jemand den Schnee und das Eis von den Scheiben gekratzt hat, um wegzufahren, aber wohin? Zur Arbeit, zum Skifahren, zu einer kleinen *scampagnata*? Wir können es nur erahnen. Viele von seinen älteren Autobildern sind in Chicago entstanden, wo er 2007 dank eines Stipendiums des Landes Niederösterreich war. Der Künstler ist ein Weltenbummler, denn er hat auch in China gearbeitet und unter anderem in Israel, Marokko, Europa und Amerika ausgestellt. Überhaupt lassen seinen Arbeiten den Einfluss der USA erkennen, z.B. bei der Verwendung von Spraylackfarbe, aber vor allem was sein Interesse für weite Landschaften und großzügige Architekturen betrifft.

Und wahrlich auffällig im leeren Raum recken sich auch seine Silos vertikal in die Höhe. Sie sind das Sinnbild einer exzessiven Industrialisierung der Landwirtschaft, die in ländlichen Gegenden um sich greift und dazu führt, dass auch das RURALE langsam aber sicher ein suburbanes Aussehen annimmt. Hinter den vermeintlichen „Nicht-Orten“ von Felix Malign schlummern viele verschiedene Bedeutungen. Die zunehmende Anthropisierung des Raums kommt in seinen Arbeiten genauso zum Tragen, wie die daraus resultierende Umweltbelastung und die Frage, ob wir uns in diesem künstlich von uns geschaffenen Ambiente wirklich wohl fühlen. Sprich: wie real sind die Orte des Tourismus, beispielsweise in Südtirol, wo in den letzten Tagen ständig von der bevorstehenden Wintersaison gesprochen wird, als hinge davon unser aller Überleben ab?

Die Autos, die Autobahn und vor allem die Darstellungen von Skipisten und Sattelliften scheinen wie für Südtirol gemacht. Zu tausenden brausen im Winter die Gäste aus Nord und Süd die Pisten des Landes hinab, aber der Zirkus startet zuweilen schon im Herbst und reicht bis in den Frühling, Marketing und Kunstschnee machen es möglich. Zwar zeigen diese Arbeiten keine Menschenmassen oder Apre-Ski-Hütten, es reicht allerdings ein kleiner Hinweis aus wie, z.B., ein paar bunte Skier, die vom Sessellift herabbaumeln, oder eng beieinanderstehende Autos, und schon

haben wir das Bild eines überfüllten Parkplatzes in Obereggen, Meran 2000 oder am Kronplatz vor Augen. Wir assoziieren damit sofort etwas, das wir schon einmal gesehen haben, und so finden diese Arbeiten den Zugang zu unserem täglichen Leben, denn sie wirken zwar auf den ersten Blick sehr unpersönlich, beinhalten aber dennoch etwas zutiefst Menschliches. Und das ist Felix Malnig's großes Talent, denn er schafft Bilder, die immer einen Schritt weitergehen, ohne dass uns dies allzu offensichtlich oder gar plakativ ins Auge springt. Seine Arbeiten sind zugleich vage und gezielt, verschwommen und gestochen scharf, surreal und authentisch. Es sind keine „Nicht-Orte“, sondern Orte an denen nichts unmöglich scheint.

Adina Guarnieri